



Literaturagentur **druckfertig**

Adriana Stern

Und dann kam Sunny.....

Kurzzinhalt:

Nach den Herbstferien wirft eine neue Mitschülerin, Susan Nicole Maier, genannt Sunny Mai, Kinnerets eher eintöniges Leben durcheinander. Sie möchte mehr über Sunny erfahren. Was verbirgt sich hinter Sunnys plötzlichem Erscheinen in ihrer Klasse? Wer ist dieses seltsame Mädchen, das von Schulpflicht nicht allzu viel zu halten scheint, die Ansichten von Kinnerets liebster Lehrerin so radikal in Frage stellt und sich hinter dem Schulhof mit einem zwielichtigen Typen trifft? Seit Kinneret Sunny in einem Gespräch vor der Schule belauscht, werden sie und ihr kleiner Bruder Benjamin von diesem geheimnisvollen Mann bedroht. Als Kinneret das zweite Mal von ihm überfallen wird, beschließt sie, Sunny zu konfrontieren, denn bei ihr laufen alle Fäden zusammen.

Als Sunny entscheidet, Kinneret ins Vertrauen zu ziehen, beginnt für Beide ein lebensgefährliches Abenteuer, in dem sie darum kämpfen, einen Mord aufzuklären und einer bis in höchste gesellschaftliche Kreise organisierten Drogenbande das Handwerk zu legen.

1. Kapitel

in welchem das Belauschen eines Gespräches fatale Folgen für mich hat

Ich fresse einen Besen, wenn das nicht meine neue Mitschülerin Sunny ist, die da vorne an der Ecke mit einem echt finsternen Gesellen rumsteht. Was hat dieses Mädchen mit solchen Typen zu schaffen? Schnell drücke ich mich hinter einen Strauch.

Sieht nach einem Streit aus. Er schubst sie gegen die Wand, sie schubst zurück.

Wo hab ich diesen Typen schon gesehen? Ich zermartere mir das Hirn, komme aber nicht drauf.

Sunny redet wild gestikulierend auf ihn ein. Mit Händen und Füßen versucht sie ihn von weiß der Himmel was zu überzeugen.

Bin leider zu weit weg, um was verstehen zu können. Neugierig beuge ich mich vor.

Gerade zeigt er ihr einen Vogel. Doch plötzlich dreht er sich zu mir um und guckt mir direkt in die Augen. Wie vom Blitz getroffen starre ich ihn an. Sein Gesicht zuerst verblüfft, wird langsam zur hämisch grinsenden Fratze. Er geht lauernd auf mich zu, sein Blick lässt nicht mehr von mir ab.

Mir stockt der Atem. Automatisch gehe ich einen Schritt zurück. Zu spät. Hinter mir nur noch Wand, rechts und links undurchdringliches Gestrüpp. Und vor mir dieser Typ, der jegliches Interesse an Sunny verloren und jetzt nur noch mich im Visier hat. Scheiße, hier komm ich nicht weg. Ich weiche einen Schritt nach links aus, als er vor mir steht. Er grinst nur höhnisch und packt mich am Jackenkragen.

„Was soll das, du mieses Flittchen?“, zischt er mir zu.

Mir wird schlagartig schlecht. Mit der anderen Hand greift er in meine Haare und drückt mein Gesicht nach unten. Ein brennender Schmerz lässt mich aufschreien. Mir wird schwarz vor Augen. Er zieht mich fluchend aus dem Gebüsch. Warum hilft mir Sunny nicht? Ich versuche, meinen Kopf zu bewegen und nach ihr zu sehen. Aber da, wo sie gerade stand, ist nur noch leerer Pflasterstrand.

„Laß mich sofort los, du Lackaffe.“ Meine Stimme klingt vor Panik ganz schrill. Genau wie ich mich fühle. Mist. Der soll nicht merken, dass er mir eine Höllenangst einjagt. Was will er von mir? Ich schlage nach seiner Hand, die mich mittlerweile am Jackenärmel festhält. Er lacht boshaft.

„Du willst mir drohen, du kleine Schlampe? Na warte!“ Er schüttelt mich wie einen Wurm. Mein Herz setzt aus, mein Blut verwandelt sich in Eis.

„Mitkommen Süße. Mich belauschen hat bislang noch jeder bereut.“

Was mich lähmt, ist nicht nur die nackte Angst vor ihm, sondern das Gefühl, ihm vollkommen hilflos ausgeliefert zu sein. Wilde Gedankenketten überfluten mein Gehirn, legen mein gesamtes System lahm. Tillt!

Und dann wird es ohne jeden Übergang vollkommen still in mir. Und nur noch ein einziger Gedanke blinkt wie ein Alarmsignal grellrot durch meinen Kopf. Der will mich umbringen!

Blanke Todesangst schießt eiskalt meinen Rücken hoch, während der Mörder mich über das Pflaster in eine Seitenstraße schleift. Mein Kopf glüht. Denk nach, denk nach. WenDo-Training Kinneret. Erinnerung dich, hämmert es durch meinem Schädel. Befreiungstechniken, wie ging das? Das hilft irgendwie. Mit einem Mal ist mein Widerstandsgeist geweckt. Ich schlage um mich und trete nach ihm so fest ich kann. Und schreie wie eine Wahnsinnige um Hilfe.

Verdammt, das ist ne ganz normale Großstadt. Tausend Leute unterwegs. Aber die starren bloß, schütteln den Kopf und gehen schnell weiter, während er mich halb an meinen Haaren, halb am Jackenärmel in immer kleinere Seitenstraßen zerrt, wo es bald keine Zeugen mehr geben wird. Warum hilft mir niemand? Die Angst schnürt mir die Kehle zu, aber ich schreie weiter.

Ruckartig reißt der Typ meinen Kopf an den Haaren ganz nah an seinen stinkenden Mund. Mit der anderen schlägt er zu. „Halt endlich die Schnauze.“ Sein Schlag dröhnt dumpf durch meinen Kopf. In meinem Mund schmeckt es nach Eisen. Ich habe Sterne vor den Augen. Und dann stürze ich jäh aufs Pflaster.

Der Typ lässt meine Haare los.

Bevor er wieder zupacken kann, streif ich blitzschnell meine Jacke ab. Zwei schnelle Bewegungen und meine Arme sind frei. Ich ducke mich nach rechts weg, stoß mich mit den Händen vom Boden ab und renne los.

Nächste Seitenstraße, links, drei Häuserblocks und wieder links. In meinem Kopf pulsiert der Schmerz. Durch meinen rechten Arm jagt ein brennendes Feuer. Egal. Nur weg. Ich bin eine gute Läuferin. Und ich habe Todesangst. Nicht umdrehen, bloß nicht umdrehen. Weiterrennen, einfach weiterrennen. Weiter, weiter, weiter. Nicht nachdenken. Keine Sekunde verlieren. Nochmal links, jetzt rechts.

Irgendetwas in mir hat den exakten Plan der Stadt gespeichert. Ja, hier in den Hof! Nicht zurücksehen. Durch das hintere Gebäude raus. Ist er mir noch auf den Fersen? Egal. In die nächste Straße. Und wieder rechts.

Vier Seitenstraßen weiter steht ein Geräteschuppen im Innenhof. Da rein, Tür zuziehen. Perfekt!

Ich hechte in den hintersten Winkel. Hocke mich hinter das Gerümpel und mache mich so klein wie möglich. Mein Atem jagt, mein Herz galoppiert, der Arm und meine Kopfhaut brennen. Das Blut rauscht in meinem Kopf. So laut, daß ich nichts anderes hören kann. Mein Körper braucht bestimmt Minuten, um sich einigermaßen zu beruhigen. Eine Ewigkeit, in der ich bewegungslos und mit weit aufgerissenen Augen verharre.

Das Klappern von Mülltonnen ist das erste, was ich wieder wahrnehmen kann. Der Geräteschuppen hat kein Fenster und ist bis obenhin mit Krempel zugestapelt. Ein Wunder, daß nichts umgefallen ist, als ich hier reingeschossen bin.

Ich wage nicht, mich zu rühren. Hoffentlich denkt dieser Widerling, dass der Schuppen abgeschlossen ist. Schließlich wissen nur die Wenigsten, dass es unnötig ist, die Hacken, Spitzen und Spaten für die Begrünung des Hofes vor den Mietern zu sichern. Ein kleiner Lichtblick immerhin. Der Schuppen war

mein Treffpunkt mit Anna, als sie noch hier gewohnt hat. Nur deshalb kenne ich dieses Geheimnis.

Ich horche. Schleicht er im Hof rum? Was soll ich jetzt machen?

Während alle meine Sinne darauf gerichtet sind, herauszufinden, was da draußen vor sich geht, sehe ich plötzlich meine Tante Rachel vor mir. Ihr würde ich jederzeit mein Leben anvertrauen, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Bleib ganz ruhig, Kinneret“, würde sie sagen. „Analysiere zuerst die Situation. Zeit genug hast du jetzt.“

Die Situation analysieren, okay, denke ich. Da ist ein Typ, der mich umbringen will. Warum? Weil er offenbar nicht entdeckt werden will, bei was auch immer. Der irgendeine Schweinerei im Schilde führt. Eine Riesenschweinerei, denke ich weiter, sonst wäre er nicht so brutal geworden. Aber was kann das sein? Und was hat meine neue Klassenkameradin damit zu tun? Oder ist er über sie genauso grundlos hergefallen wie über mich? Nein, widerspreche ich mir sofort. Die kannten sich. Die haben sich gestritten wie zwei, die sich nicht zum ersten Mal sehen. Sunny also. Über sie sollte ich nachdenken, nicht über ihn! Was hat es mit ihr auf sich? Was ist diese Sunny Mai für ein Mädchen? Ein außergewöhnliches jedenfalls. Ein seltsames Mädchen, geht mir durch den Kopf.

Susan Nicole Maier, wiederhole ich die Worte meines Klassenlehrers, lehne mich vorsichtig an die Schuppenwand, um ja kein Geräusch zu verursachen, und habe die ganze Szene wieder vor Augen.

Es war erst gestern. Ich träumte gerade von Israel, weil mich der Unterrichtsstoff null interessierte, als ein hochgewachsenes, schmales Mädchen mit feuerroten, zu zwei Zöpfen zusammengebundenen Haaren, in Ringelstrumpfhosen und grellgrünem Minirock, eingehüllt in eine schwarze Riesenjacke mit großen aufgesetzten bunten Taschen und bepackt mit einem Rucksack, der eher für eine dreiwöchige Reise geeignet schien denn für einen

Unterrichtstag, mitten in unsere Deutschstunde platzte. Mein Klassenlehrer Herr Strohkamp sah sie genauso erstaunt an wie ich.

„Äh, ja bitte“, unterbrach er seinen Vortrag über die Kriterien einer Tragödie irritiert.

„Sunny Mai, ich bin die neue Mitschülerin.“ Das Mädchen zog die Stirn kraus.

„Ach tatsächlich“, bemerkte Herr Strohkamp trocken.

„Eine Sunny Mai kann ich hier mit allergrößter Mühe nicht entdecken“, murmelte er und ich musste wieder Willen grinsen. Dann sah er plötzlich mit zusammengezogenen Augenbrauen von seinem Klassenbuch auf. „Du bist nicht zufällig Susan Nicole Maier? Die sollte sich nämlich vorstellen. Aber das war bereits heute Morgen um halb acht.“ Herr Strohkamp sah demonstrativ auf seine Armbanduhr.

Das Gesicht des Mädchens verfinsterte sich in Sekundenbruchteilen, als Herr Strohkamp diesen Namen vorlas. Sogar ihre braunen Augen wurden fast schwarz. Sie räusperte sich, zögerte einen Moment. „Hat eben nicht ganz hingehauen“, erwiderte sie dann gelassen und holte eine Nagelfeile aus ihrer Jackentasche. Meinen Mitschülern fielen die Kinnladen runter. Ich fand einfach nur fantastisch. Meine beste Freundin Lili und ich warfen uns vielsagende Blicke zu.

Herr Strohkamp wurde um einen Farbton blasser. So etwas ist ihm noch nicht untergekommen. Ich sah es hinter seiner Stirn mächtig arbeiten.

„Also, wie ist nun dein Name?“ Jetzt erhob er sich sogar von seinem Pult und das will was heißen. Er sah das Mädchen streng an. Seine letzte Waffe.

„Sunny Mai, immer noch“, wiederholte Sunny ruhig, während sie sich den Nagel des Mittelfingers der linken Hand feilte.

„So geht das hier aber nicht. Du gehst jetzt bitte erst einmal ins Sekretariat und erkundigst dich, wohin du gehörst, bevor du einfach irgendwo den Unterricht störst. Kinneret, begleitest du sie bitte?“

Erschrocken fuhr ich zusammen. Ich verdaute noch meine innere Korrektur – der Schulleiter nämlich ist in Wahrheit die letzte Waffe. Das vergesse ich nur ständig, denn der ist eigentlich total in Ordnung. Da wird es eher für Herrn Strohkamp peinlich, nicht für uns. Und wieder sprach er meinen Namen falsch aus. Ich erschrak auch, weil ich überhaupt nicht damit gerechnet habe, dass er mich jemals um etwas bitten würde. Herr Strohkamp kann mich nämlich nicht ausstehen. Das allerdings beruht auf Gegenseitigkeit und stört mich nicht die Bohne. Ich versuchte betont lässig aufzustehen - eine Nagelfeile hatte ich leider nicht zu bieten.

„Nicht nötig“, sagte Sunny da, ohne von ihrem Zeigefinger aufzublicken, der jetzt in ihrer Feilreihenfolge dran war. „Von dort komme ich gerade und ich soll laut Aussage des Schulleiters höchstpersönlich in die Klasse 9/3 gehen. Und das ist doch hier, oder?“ Sie grinste. „Und sie sind Herr Stroh“ sie stutzte „keine Ahnung - irgendwas mit trockenem Gras jedenfalls.“

Paul aus der letzten Reihe lachte.

„Eine Susan Nicole Maier erwarte ich seit der ersten Schulstunde, allerdings.“ Herr Strohkamp überhörte die letzte Bemerkung und auch Pauls Lachen großzügig.

„Na, dann ist ja alles klar“, bemerkte Sunny zufrieden und sah unseren Lehrer an. „Und - wo soll ich jetzt sitzen?“

Hilflos fuhr sich Herr Strohkamp erst durchs Haar und ließ dann seinen Blick durchs Klassenzimmer schweifen. An mir blieb er schließlich hängen. „Ja“, sagte er im Brustton der Überzeugung. „Setz dich neben Kinneret.“

Sunny und ich musterten uns stumm. Sunny steckte ihre Feile behutsam in ihren Beutel zurück, ein kurzes Lächeln huschte über ihr Gesicht. „Hätte schlimmer kommen können“, sagte sie.

„Kinneret“, stellte ich mich vor. „Die Betonung liegt auf der zweiten Silbe, nicht auf der ersten. Darauf lege ich Wert.“

„Dachte ich mir schon, klingt auch viel besser. Das ist doch der See in Israel, den...“ Weiter kam Sunny nicht.

„Privatgespräche könnt ihr in der Pause führen. Stefan, zähle bitte die charakteristischen Merkmale einer Tragödie auf und erläutere, worin sie sich von der Komödie unterscheidet.“

Ich war erstaunt. Sunny ist die erste Klassenkameradin, die weiß, woher mein Name kommt. Ob sie auch Jüdin ist?

Die Merkmale einer Tragödie interessierten mich noch immer nicht. Ich hörte überhaupt nicht zu. Sunny schien es nicht anders zu gehen. Sie malte Comics in ihr Heft. Aber was für welche! Wahnsinn. Ich musste immer wieder zu ihr rüberschielern, bis es zur Pause klingelte. Fast enttäuscht schlug ich mein Deutschbuch zu.

„Kommst du mit zum Kiosk?“, fragte ich sie.

Sunny schüttelte den Kopf. „Ich hab genug Schule für heute. Wir sehen uns morgen. Ciao.“

Und weg war sie. Jetzt blieb mir der Mund offen stehen. Hat die denn noch nie was von Schulpflicht gehört? Das Mädchen ist ja voll der Hammer, dachte ich. Gegen die bin ich die superbrave Musterschülerin.

Mist, meine Beine schlafen langsam ein. Ich muss mich unbedingt bewegen. Wie lange hocke ich wohl schon in diesem Schuppen? Ich hab keine Armbanduhr dabei. Sie liegt zu Hause auf meinem Schreibtisch. Toll. In einem Gefängnis - um so was handelt es sich hier zurzeit - vergehen Minuten wahrscheinlich wie Stunden.

Sucht der Typ immer noch diesen Hof ab oder ist er weiter in die nächste Seitenstraße?

Ich höre nichts. Hockt er vor der Tür und wartet nur darauf, mich zu schnappen?

Wenn ich doch ein Handy hätte. Mama ist dagegen. Richtig gefährlich ist ihre Abneigung gegen diese kleinen superpraktischen Erfindungen. Papa brauchte nur eine Andeutung zu machen wegen der Strahlung und schon war die Sache für Mama erledigt. Scheißegal, ob das erwiesen ist oder nicht. Selbst wenn ich Mama die Ungefährlichkeit von Handys schwarz auf weiß belegen könnte, was Papa sagt ist Gesetz. Ob ich auf Mama mit dem Argument, lange vor einem möglichen Strahlentod von miesen Typen ins Jenseits befördert zu werden, Einfluß nehmen kann, ist ausgesprochen fraglich.

Würde der Typ nicht in den Schuppen stürmen, wenn er mich hier drin vermuten würde? Schade, daß ich mich nicht mit Psychologie beschäftige. Und nicht mal ein Handy habe, um meinen Bruder Joel in dieser Frage zu konsultieren.

Scheiß drauf, ich verschwinde.

Ich erreiche ohne Lärm zu machen die Schuppentür. Vorsichtig bewege ich sie ein paar Millimeter. Das Licht blendet mich und ich muss erst ein paar Mal blinzeln. Erkennen kann ich gar nichts. Ohne zu atmen verharre ich in der Bewegung. Nichts passiert. Durch den Spalt sehe ich einen grünen Hofausschnitt ohne jede menschliche Anwesenheit.

Also gut. Ich wage es. Die Schuppentür ist jetzt schon eine Handbreit offen. Eine Katze schleicht um die Mülltonnen. Wäre der Typ noch in der Nähe, wäre sie sicher nicht so relaxt.

Als ich mich auf dem Rasen niederlasse, kommt sie an, legt sich neben mich ins Gras und schnurrt behaglich.

Katzen streicheln beruhigt.

Was für ein ätzender Zeitgenosse. Meine Lieblingsjacke kann ich mir abschminken. Ist vielleicht ganz gut, daß ich kein Handy besitze. Das hätte ich

bestimmt in die Jackentasche gesteckt. Mist, mein Haustürschlüssel war darin. Und natürlich meine Geldbörse. Und mein Schülerschein! Verflucht. Der Typ hat quasi alles von mir. Der kann jederzeit gemütlich in unser Haus spazieren. Mich sonstwo abfangen.

Ich muss Sunny finden. Sie muss mir alles über den Typen erzählen. Und Mama auf der Arbeit anrufen sollte ich auch.

Scheiße, Herr Mosley gibt wahrscheinlich gerade die Englischarbeit zurück, während der Typ gemütlich unser Haus ausräumt.

Ich springe auf. Die Katze faucht irritiert. „War nett mit dir, ich muss bloß weiter. Sorry.“

Nach Hause brauche ich mindestens zwanzig Minuten. Ein Blick auf die Uhr an der Straßenbahnhaltestelle läßt mein Herz aussetzen. Eine halbe Stunde hat dieser Widerling meine Jacke mindestens schon. Von da, wo ich losgesprintet bin bis zur mir sind es mit einem Auto höchstens zehn Minuten.

Mama braucht von der Arbeit eine halbe Stunde. Wahrscheinlich ist jetzt sowieso schon alles zu spät. Frustriert schmettere ich mit dem Fuß eine leere Coladose auf die Schienen.

Mit Sunny will ich nichts mehr zu tun haben. Nie wieder. Was hab ich bloß an der gefunden?

Ich fühle mich zum Kotzen.

Die Bahn hat mal wieder zehn Minuten Verspätung. Wie immer, wenn man sie unbedingt braucht.

Als sie endlich kommt, bin ich so fertig, daß ich hemmungslos heule.

Das erste, was ich sehe, als ich im Rennen die Gartentür aufreiß, ist Bennis dunkelblaues Fahrrad. Heute ist Dienstag, fällt mir siedendheiß ein. Der einzige Tag, an dem Benni vor mir zu Hause ist.

„Benni, Benniii.“ Mein Schreien klingt regelrecht hysterisch. Ich komme ohne Schlüssel nicht mal ins Haus. Wie eine Irre schlage ich auf die Haustür ein. Mit der anderen Hand klinge ich Sturm.

Nichts.

Die Tränen laufen in Sturzbächen über meine Wangen.

„Kinneret, was ist denn mit dir los?“

Mit Maxim hab ich überhaupt nicht gerechnet. Maxim und ich sind ‚Schräg-Gegenüber-Nachbarn‘ und das seit ungefähr acht Jahren.

„Benni“, wimmere ich. „Benni, er ist da drin. Es muss was Schreckliches passiert sein.“

„Nein, nein, er ist nicht da drin. Du kannst dich beruhigen. Benni ist drüben bei mir. Er ist okay. Im Gegensatz zu dir. Was ist los? Du siehst fürchterlich aus.“

„Benni, wir müssen ihm helfen. Dieser Typ“, schrei ich Maxim an. „Dieser Typ.“ Immer wieder schrei ich das und bearbeite gleichzeitig weiter die Tür.

Maxim zerrt mich von der Tür weg. Hält mich fest. „Beruhige dich doch. Mit Benni ist nichts.“

Dann steht Benni plötzlich vor mir. Und erst da kapiere ich, was Maxim gesagt hast.

„Oh Himmel Benni. Ist alles in Ordnung bei dir?“

„Ja, ja, keine Probleme zu melden“, quietscht er vergnügt.

Niemals hätte ich geglaubt, daß ich mich so über den Anblick meines kleinen Bruders freuen könnte. Maxim hat mich losgelassen.

„Mensch Benni, wo warst du denn?“

„Na, bei Maxim. Der hat son tolles Lexikon über alle Vögel der Welt.“

„Ist ja Wahnsinn“, sage ich schwach und lass mich auf die Treppenstufen vor der Haustür fallen. „Dann warst du noch gar nicht zu Hause, Kleiner?“

„Ich bin überhaupt nicht mehr klein, Kinneret“, protestiert Benni.

„Benni ist gleich von der Schule aus zu mir gekommen. Hat bloß sein Rad hier abgestellt“, beantwortet Maxim meine Frage.

Dankbar sehe ich ihn an.

„Was ist denn los, Kinneret?“

„Keine Ahnung“, sag ich leise. Ich könnte schon wieder heulen, diesmal aus Erleichterung. „Hast du deinen Schlüssel bei, Benni?“

Benni kramt in seiner Hosentasche und überreicht mir stolz das Gewünschte.

„Vogellexikon, ja?“, frag ich Maxim und wiege den Schlüssel in meiner Hand.

„Soll ich?“ Verlegen guckt Maxim erst mich und dann den Schlüssel an.

„Cool“, sag ich.

Und dann stehen wir alle Drei im Eingang und keiner sagt ein Wort.

Mitten im Flur liegt meine Jacke, total zerrissen. Gleich daneben Mamas Pflanzen, falls man die im jetzigen Zustand noch als solche bezeichnen kann. Überall Erde und Stücke von Tontöpfen. Bennis Augen sind kugelrund. Maxim hat meine Hand genommen. Wie im Zeitlupentempo geht er weiter und zieht mich hinter sich her. In der Küche sind alle Schubladen aufgerissen. Der Boden übersät mit Besteck und den Scherben zerbrochener Teller. Ich halte die Luft an. Schweigend setzen wir den Rundgang fort. Benni hat sich eng an mich gedrückt. Seine Augen noch immer riesengroß. Angst spiegelt sich darin wieder.

„Scheiße“, flüstert Maxim, als wir ins Wohnzimmer kommen. Der Boden voll von Büchern, sie alle durchtränkt von Rotwein. Dazwischen dunkelgrüne Flaschenscherben. Mein Magen zieht sich zusammen.

„Woher hast du das gewusst?“, fragt Maxim leise.

Ich schüttele nur den Kopf. Plötzlich kann ich nicht mehr, die Beine sacken einfach unter mir weg. Ich falle mitten in das Chaos und da sitze ich dann.

„Wir müssen die Polizei rufen“, sagt Benni und ich sehe Maxim nicken.

„Hol mal das Telefon“, gibt er Anweisung.

Benni ist so schnell wieder da, daß Maxim mich nichts mehr fragen kann.

Gut, daß er die Sache in die Hand nimmt.

„Nein, wir haben nichts verändert. Ja, wir bleiben jetzt hier. Gut, wir warten auf Sie“, hör ich Maxim auf Fragen antworten, die ich mir denken kann.

Die Polizei braucht fünfundzwanzig Minuten. In denen ich schweigend im Chaos sitze, Maxim neben mir, der meine Hand hält und immer noch nichts fragt.

Benni ist zu einem Freund gegangen. Am liebsten wäre ich mit ihm weg.